

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

5.11.1922 (No. 45)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 45



5. Nov. 1922

W. E. D e s t e r i n g / Aus den Schicksalen der
Badischen Landesbibliothek.

II.

Unter Karl Wilhelms Enkel, dem Markgrafen Karl Friedrich, und dessen geistvoller und kenntnisreicher Gemahlin Karoline Luise nahm das Land einen solchen Aufschwung, daß mit der Vermehrung des Vermögens auch größere Mittel für Kunst und Wissenschaften flüssig wurden. Bekannt ist Karl Friedrichs persönlicher Verkehr mit gelehrten und führenden Männern seiner Zeit (Klopstock, Jung-Stilling usw.), bekannt daß er auf dem Gebiet der Nationalökonomie selbst schriftstellerisch tätig war. Sein „Abrégé des principes de l'économie politique“ vom Jahr 1772 findet sich handschriftlich und gedruckt, in französischer und deutscher Originalausgabe, noch in der Landesbibliothek.

Auf des Fürsten Anordnung wurde im Jahr 1764 mit dem Abtransport der markgräflichen Sammlungen aus Basel begonnen, und zwar machte man mit der Bibliothek den Anfang. In ihr waren folgende Materien vertreten (vgl. Basler Jahrbuch 1912): Bau-, Jagd- und Bergwerksachen, Schriften religiösen Inhalts, Mathematica, Medica, Deconomica, Antiquitates, Historica, Juridica, Politica, Kanzleisachen, numismatische Schriften, Poesien, Artes et Litterae, Militaria, Geographica, Physica, Chemica, Werke über Gartenbau, Recepte, Kochsachen, Stadtpläne, geographische Karten, Bauprojekte für Haus- und Gartenanlagen, Kunstblätter, darunter Beduten und Trachtenbilder — meist Kupferstiche — auch Kupferplatten.

Es mag hier eingefügt werden, daß die Kunst- und die Münz-Sammlung noch auf lange hinaus mit der Bibliothek vereinigt blieben, diese bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts.

1764 gab der Geheime Rat der Burgvogtei Mötteln Anweisung, die Uebersführung der Bibliothek nach Karlsruhe in Angriff zu nehmen. Kleinfemler Schiffleute besorgten den Umzug auf dem Rhein, und zwar ging der erste Transport im Oktober vonstatten. Auf dem nämlichen Weg folgte 1765 die sog. „alte Bibliothek“ mit den bei ihr verwahren Kupferplatten, den historischen Manuskripten usw. sowie eine Sammlung von gipierten Münzabdrücken und das Kabinett der verstorbenen alten Markgräfin Magdalene Wilhelmine. Im Laufe des Jahres 1770 geschah dann die Uebersführung eines großen Teils der Kunstkammer und der Gemäldegalerie nach der Residenz, und endlich kam 1777 auch das Archiv von Basel weg. 1808 verkaufte der Hof sein Basler Schloß an die Stadtgemeinde; einen Teil der noch dort verbliebenen Gemäldesammlung ließ man versteigern (darunter auch die herrlichen Altarbilder des Konrad Witz), die übrigen nach Karlsruhe befördern.

Hier wurde sie mit den Neuanschaffungen und jenen Ueberschleisseln der alten Durlacher Bibliothek vereinigt, die die Stürme der Zeit überstanden hatten und die im Mittelbau des Schlosses untergebracht waren, wo sie auch verwaltet und vermehrt wurden. Der Durlacher Gymnasiums-Proroktor Joh. Caspar Malsch*) berichtete darüber in seiner schwülzigen,

in barockem Latein abgefaßten Schrift Noctium vacivarum lucerna vom Ursprung des neugegründeten Markgrafenbüchses (Karlsruhe, bei Maschenbauer 1728): „Der andere Teil des Mittelbaues umfaßt die Bibliothek, die mit mehreren überaus wertvollen Bänden bestellt ist; auch wird sie täglich in ihrem Wachstum vermehrt, und zwar einzig und allein auf Kosten und nach dem feinfühligsten Urteil des Fürsten. Der Bibliothek steht als Leiter gegenwärtig Arperthus vor. Ihr gegenüber liegt die Schloßkapelle.“

In Karlsruhe erweiterte sich der Wirkungsbereich der vereinigten markgräflichen Bibliothek. Sie wurde aus einer reinen Hof-Bibliothek tatsächlich und ihrem Gebrauch nach eine öffentliche Anstalt. Der Landesherr war viel zu sehr von dem engen Zusammenhang zwischen Bildung und Landeswohlfahrt überzeugt, als daß er die geistigen Schätze, die er von den Vorfahren ererbt hatte, und die er zu mehren bestrebt war, hätte unter Schloß und Riegel halten mögen. Die ehemalige Basler Sammlung wurde „mit einem Teil der fürstlichen Handbibliothek wie auch der zahlreichen Kanzleibibliothek vereinigt und zu öffentlichem Gebrauch“ im östlichen Nebengebäude des Residenzschlosses aufgestellt.

Einen großen Zuwachs erfuhr sie im Jahr 1771 nach dem Tode des Markgrafen August Georg von Baden-Baden durch die Einverleibung der fürstlichen Bibliothek von Rastatt. Auch diese Bibliothek war seit 1767 allgemein zugänglich gewesen, wie Joh. Chr. Sachs in seiner Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft Baden, Karlsruhe 1769, vermeldet. (Vgl. auch Grambachs Schrift von 1875.) — Infolge der Vereinigung der zwei Büchersammlungen fand nicht nur eine Vermehrung der jezo Karlsruher Bibliothek statt, sondern wurden auch alte Bestände wieder verschmolzen, die seinerzeit in Pforzheim zusammen gehört hatten und dann durch Erbteilung teils an die Durlacher, teils an die Baden-Badensche Linie des Markgrafenhauses gekommen waren.

Dazu wäre etwa die Handschrift des Walthari-Liedes zu rechnen, die in der Benediktiner-Abtei Hirschau um die Mitte des 12. Jahrhunderts geschrieben ist. Sie wurde in der Folge von zwei Karlsruher Bibliothekaren herausgegeben; zuerst von Fr. B. Molter (auf den wir nachher noch zurückkommen), der das Gedicht auch ins Deutsche übersehte (Karlsruhe, Macklot, 1782), dann von Alfred Holder, der 1874 den lateinischen Text mit der Uebersetzung Scheffels aus dem 24. Kapitel des „Erléhard“ herausgab, während die Erläuterungen von beiden herrühren.

Mit der Rastatter Bibliothek kamen auch die türkischen Handschriften nach Karlsruhe, die der Oheim des berühmten Türken-Louis, Markgraf Hermann von Baden-Baden, im Lager Kara Mustafa vor Wien 1683 erbeutet hatte. Er stand damals als Feldmarschall im kaiserlichen Generalstab und befehligte in der entscheidenden Schlacht das Fußvolk. — An eine andere Seite der Wirksamkeit dieses bedeutenden und rastlosen Fürsten erinnert der handschriftliche Bestand der Korrespondenz des Gouverneurs und Admirals A. Orjels von

*) Von seiner eigenen Büchersammlung erzählt er, sie sei 1707 im Billarschen Kampfgetümmel ausgeplündert worden; die Manuskripte warf man als Streu in die Pferdefälle.

Hier in Sachen der holländischen ostindischen Compagnie. Gysels hatte sich dem Großen Kurfürsten zur Bildung einer Brandenburgischen Kolonialmacht zur Verfügung gestellt und empfahl den Markgrafen Hermann von Baden-Baden zur Führung der Verhandlungen mit dem Wiener Hof. Der Plan scheiterte schließlich; „aber die großen Gesichtspunkte, die Markgraf Hermann in den Denkschriften und Briefen entwickelte, konnten ihres tiefen Eindruckes auf Kaiser Leopold I. nicht verfehlen.“ (Weech.)

Schon ehe all diese Schätze im Bibliotheksbau des Karlsrührer Schlosses vereinigt und die Aufstellungsarbeiten vollendet waren, hatte Carl Friedrich durch Statut vom 31. Dezember 1770 die öffentliche Benutzung geregelt. Danach war die Bibliothek am Mittwoch und Samstag von 10–12 und 3–5 Uhr zugänglich. Schon 1768 hat Schöpslin erwähnt, daß sie der Benutzung offen stand. Und daß schon in der Durlacher Zeit gelegentlich ausgeliehen wurde, beweist das schöne Quartblatt eines Empfangsscheines von 1685 in lateinischer Sprache: Ego subscriptus fateor accepisse. (Ich Entschuldigter bestätige aus der fürstlichen Bibliothek empfangen zu haben und verpflichte mich, es ohne Beschädigung nach 4 Wochen zurück zu bringen, im Fall der Beschädigung oder des Verlustes für den Schaden aufzukommen)

Ueber Gestalt, Einrichtung, Anordnung der Bibliothek, die Aufstellung nach Fächern, ihre Unterbringung in einzelnen Kabinetten (1. Theologie; 2. und 3. Rechtsgelehrsamkeit; 4. Arzneikunde mit der davon unzertrennlichen Naturlehre und Naturgeschichte; 5. und 6. Philologie, und bei der Philosophie auch Politik, Oekonomie und Mathematik; schließlich Kriegskunst und Geschichte), über all dies sind wir aus jenen Jahren durch eine Beschreibung des Bibliotheksdirektors Fr. Val. Molter unterrichtet, die er im badischen Hof- und Staatskalender für 1786 veröffentlichte und später in seine „Beiträge zur Geschichte und Literatur“ Frankfurt 1798 wieder übernahm. Er druckt darin auch das oben erwähnte Statut ab, dessen Original in lateinischer Sprache abgefaßt, auf einem großen Vogen schön gedruckt und mit dem von Fink 1770 in Basel gestochenen Wapen geschmückt, auch von Carl Friedrich und von Molter eigenhändig unterzeichnet, auf der Innenseite der Türflügel zum Bücheraal angehängt war.

Molter vermittelte zum erstenmal der Öffentlichkeit die Bekanntschaft mit den wertvollsten Kostbarkeiten der ihm unterstellten Bibliothek. In Zeitschriften (z. B. Meusels Magazin) und in Buchform gab er über einzelne Handschriften gelehrte Abhandlungen. Diese zeichnen uns auch ein Bild von seiner geistigen Persönlichkeit und lassen ihn nicht nur als tüchtigen und vielseitigen Gelehrten, sondern auch als geraden und ehrlichen Biedermann erkennen, der allem Quakelmannertum und jeder haltlosen Schwärmerei der Sturm- und Drangzeit Feind war. Er rühmt die Guld seines Fürsten, der ihm sorgenfreie Lage und Ruhe zu kritischen Nachforschungen gestattete, die „meinem reifern Alter, der Veradheit meines Herzens und meinen, vom herrschenden Geniebraug befreiten Fähigkeiten angemessen“ sind. Die Verehrung des Sechzigjährigen für das Walthart-Lied hat etwas Erfrischendes, da er das alte Heldengedicht nicht bloß als Philologe, sondern als kernhafter Deutscher im rechten Verständnis für seine Einzigartigkeit würdigte: „... Desto werter muß es uns sein, da es uns nicht nur zu einem Beweise alter ungekünstelter Sitten, sondern auch eines von den Finsternissen und Schreden des Aberglaubens noch unangetasteten Christentums dienet. . . . Ich habe mich daher vor dem bey unsren Zeitgenossen wieder auflebenden Geschma an Romanzen und Nittergedichten hinreichen lassen, dieses Heldengedicht metrisch zu übersehen. . . . weil der Inhalt nicht nur ergözend, sondern auch für die Literatur des deutlichen Altertums äußerst wichtig ist. . . .“

Mit dem Bilde dieses feinstinnigen, begeisterungsfähigen und bei aller Gelehrsamkeit ichöngestigen Bibliothekars (er hatte u. a. Marmontels moralische Erzählungen aus dem Französischen übersetzt, Karlsruhe bei Madlot in 5 Teilen, 1762–1770; ebenso die „Merope“ des Italieners Maffei, Wien, 1751), stimmt gut überein, was Fr. L. Braun, der im Jahre 1791 zu Berlin „Briefe über Karlsruhe“ veröffentlichte, von ihm im 17. Schreiben rühmt: „Erster Bibliothekar ist Herr Hofrat Molter, ein Mann, der alle zum Aufseher einer Bibliothek erforderlichen Eigenschaften besitzt. Er vereinigt die genaueste Kenntnis der gesamten alten Literatur mit der feinsten Bekanntschaft der neueren Literatur der Engländer usw. Mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnere ich mich noch der lehrreichen Unterhaltungen. . . .“ — Ueber den Geschäftsgang äußert Brunn sich folgendermaßen: „Gleich beim Eintritte in den Saal rechter Hand ist ein kleines Kabinett für den Bibliothekar. Jeder Einwohner der Stadt, der sich mit Wissenschaften beschäftigt, hat hier freien Zutritt. Man meldet sich zuerst bei dem Bibliothekar, hernach kann man nach seinem Gefallen in den verschiedenen Kabinetten herumgehen und sich selbst die Bücher herunternehmen und sie entweder gleich dort gebrauchen oder sie, nachdem sie von dem Bibliothekar in ein besonderes Buch eingetragen sind, mit nach Hause nehmen. . . .“ — Das Bild, das Brunn von Molter entwirft, wird durch einen kurzen, aber gewichtigen Satz von Drals (in seiner Geschichte der Re-

gierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich, 1818) bestätigt und ergänzt. Dort heißt es (Bd. II, Beilagen S. 100): „Er war stark in alten und neuen Sprachen. In Carl Friedrichs literarischen Beschäftigungen sein Veritaunter“.

Die Entwicklung der Bibliothek nahm von da an einen stetigen Fortgang. Sie blieb von Molters Zeiten bis 1873 im östlichen Schloßneubau, wo sie allmählich stark erweitert wurde. Wir können uns kurz fassen und für alles Weitere auf Geh. Rat Brambachs Schrift „Die Großh. Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe, 1875“ verweisen.

Noch einmal warf die Kriegszeit, und zwar unter Napoleon, ihre Schatten über die Bibliothek. General Delmas und seine Adjutanten entführten 1796 viele Karten und Pläne und außerdem etliche Werke. Die kostbarsten Bände hatte man zwar nach Ansbach geflüchtet, aber der Transport auf Bauernwagen in z. T. mangelhaften Holzverschlagen und Kisten war nicht allen Büchern gut bekommen, da sie darin keinen genügenden Schutz gegen die Unbilden der Witterung fanden.

Einen überaus großen und wertvollen Zuwachs brachten die politischen Umwälzungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie vergrößerten das Kurfürstentum um bedeutende Landesgebiete, aus denen bald das Großherzogtum entstehen sollte, und führten aus den neuen Teilen auch der Bibliothek eine beträchtliche Vermehrung zu. Carl Friedrich ordnete an, „daß aus sämtlichen Bibliotheken der neu angefallenen Lande dasjenige, was für die hiesige Hofbibliothek wünschenswert scheint, nach den anher zu besördernden genauen Verzeichnissen ausgehoben und hierher verbracht werden müsse“. Es dauerte freilich bis zum Jahre 1822, ehe die Ablieferungen beendet waren. Der Hauptsache nach stammen sie aus den säkularisierenden Klöstern: Reichenau, St. Blasien, St. Georgen usw. Dazu kam die Bibliothek des Hochstifts Speyer in Bruchsal, die ritterschaftliche traichgauische Bibliothek zu Heilbronn, die ritterschaftliche ortenauische Bibliothek zu Offenburg und einige andere. — Damit waren vor allem eine Menge Handschriften und alter Drucke an die Bibliothek gelangt und jene starke Verwurzelung mit der literarischen Vergangenheit erreicht, auf die zu Anfang dieser Abhandlung mit den Namen Neuchlin und Reichenau angepielt wurde.

Hartleben schätzte im Jahre 1815 in seinem „Statistischen Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe“ den Besitz der Bibliothek auf 70 000 Bände. Die Zahl wurde ihm vermutlich durch den damaligen Bibliotheksdirektor Joh. Fr. Molter (den Sohn des 1808 verstorbenen genannten Hofrats Fr. Val. Molter) genannt, der an seinem Buch als Verfasser des „Literarischen Karlsruhe“ mitarbeitete. Inwieweit die Schätzung richtig ist, läßt sich nicht genau beurteilen; denn derselbe Molter gab erst im Jahre 1838 die Zahl von 70 000 gedruckten Werken und mehr als 1000 Handschriften an, nebst etwa 1200 Sammelbänden von Dissertationen, kleinen Schriften und Broschüren.

Die weitere Vermehrung der Bibliothek geschah bis 1868 zum großen Teil durch Aufnahme der Pflichtexemplare (die zu Jenurzweden eingeliefert wurden, seitdem aber abgeschafft sind) und von da an ausschließlich, wie auch schon vorher in verhältnismäßig beträchtlichem Umfang durch Kauf. Gelegentliche Schenkungen trugen ebenfalls zum gedehlichen Anwachsen der Bücherammlung bei und bewahren die Namen der Stifter einer dankbaren Nachwelt. Dazu gehören auch die aus Privatbesitz des Großherzogs überlassenen Werke, die bei der Abdankung im Jahr 1918 Staats Eigentum geworden sind.

Die Raumverhältnisse im alten Bibliotheksbau bei der Schloßkirche wurden allmählich zu eng und so begann man 1862 mit den Plänen für einen Neubau, zu dem der Großherzog das Gelände zur Verfügung stellte. Zur Erlangung von Entwürfen wurde ein Preisauschreiben erlassen. Von den gekrönten Entwürfen wurde aber, wie es meist geht, keiner ausgeführt, sondern Oberbaurat Verdmüller mit der Aufgabe betraut, einen Plan vorzulegen, der dann zur Ausführung bestimmt wurde; er machte noch etliche Wandlungen durch, bis der Bau in den Jahren 1865 bis 1872 am Friedrichsplatz erstellt war, der nicht nur die Bibliothek, sondern auch die übrigen Sammlungen aufzunehmen hatte. Bei der Uebersiedlung umfaßte die Bibliothek über 100 000 Bände, die jetzt auf über 250 000 angewachsen sind. Ein großes Verdienst des langjährigen Bibliotheksdirektors Wilh. Brambach, eines Vorkämpfers auf dem Gebiet des selbständigen Bibliothekarberufes, ist die schnelle Schaffung eines gedruckten Katalogs, der es auch dem entfernt wohnenden Benutzer, in Borberg so gut wie in Pfullendorf, ermöglicht, die Bestände der Bibliothek kennen zu lernen und seinen Zwecken nutzbar zu machen. Dieser gedruckte Katalog ist bis 1920 fortgeführt und nur der Zwang der gegenwärtigen Teuerung bringt eine Stockung zuwege, die auf die eine oder andere Art überwunden werden soll. Durch Einführung der portofreien Verwendung von Büchern innerhalb Badens hat der gegenwärtige Direktor Prof. Vängin für möglichst weitgehende Verbreitung und Ruhbarmachung der Bildungsschätze gesorgt und darin beim Staat jedes Entgegenkommen gefunden. Die heutigen Verhältnisse werfen freilich ihre beklemmenden Schatten auch auf die Landesbibliothek. Denn neben der Verwaltung und Erschließung des Vorhande-

nen ist die sachgemäße Mehrung die wichtigste Aufgabe, die jetzt an dem Verhängnis der steigenden Bücherpreise eine Grenze findet. Aber je weniger der einzelne in der Lage ist, seinen Privatbesitz an Büchern auszubauen, umso dringender ist die Notwendigkeit für die öffentlichen Bibliotheken, keine Lücken einreißen zu lassen. Schon führen die meisten Bibliotheken (z. B. auch die Stuttgarter) die Erhebung von Beitgebühren ein, um sich Quellen für ihre Anschaffungsmittel zu erschließen. Aber solche Maßnahmen wirken immer als Erschwerungen und wir möchten ihnen vorderhand nicht das Wort reden, auch wenn sie dem Benutzer nur einen verhältnismäßig kleinen Zoll

anferlegen im Vergleich zu den Vorteilen, die eine liberal geleitete öffentliche Bibliothek ihm bietet. So wird es vielleicht in Zukunft nicht ohne Schwierigkeiten abgehen; aber die Badische Landesbibliothek wird sich bemühen, ihrem Grundsatz treu zu bleiben, den Minister Jolly für das Statut vom Jahr 1872 so ausgedrückt hat: „Sie soll eine von allen Landeseinwohnern in freier Weise zu gebrauchende Büchersammlung schaffen.“ Sie grüßt nach wie vor ihre Benutzer mit den Eingangsworten von Carl Friedrichs Statut:

Universis et singulis, ad quos hae Literae spectant, salutem!

Toni Rothmund / Der Rosenbaum im Herbst.

Meine Rosen hab' ich in den Wind gestreut,
Brach sich niemand einen Strauß,
Sind mir all verbättert ungestreut.

Mittagsglut und Stürme in der Nacht
Und den Reif in den Septembormorgen,
Alles litt ich, was ich leiden sollte.

Hab' mit tausend Dornen scharf bewacht,
Und mit meinen Blättern streng verborgen,
Was da tropig reifen wollte.

Bis der Herbst mir sanft den Mantel nahm,
Und nun sieh' ich voller Scham,
Nacht,
Und trage meiner Seele tiefstes Schweigen
Demutvoll auf dornbewehrten Zweigen.

Kurt Schede / Signora illustrissima. Eine Schwelinger Historie.

Der blonde Scheitel der jungen Freiin Luise von Degenfeld senkte sich nochmals auf das vor kurzem erhaltene Blatt mit der kraftvollen Handschrift des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. So oft schon hatte sie die wenigen Worte gelesen, und immer wieder stieg es ihr purpurrot in die Schläfen. „Wolle Dich nur versichert halten“ — schrieb der fürstliche Freund an diesem Märztag des Jahres 1657 in seinem mühsam gehämmerten Deutsch — „daß mein Herz stets da sein wird, wo mein Schatz ist. Nächst zu Heidelberg unter kalten Kreaturen gebrauche ich nichts wie mein Hirn und die Zunge, um mich gegen so vielfältige Widrigkeit zu versehen. Wir hoffen aber, es wird noch alles ein gut' Ende nehmen, daß ich in Fried und Freud mit Dir, meinem Engel, werde die Felder und Wälder von Schwelinger durchwandern können.“ Und auf der äußeren Seite des vierfach gefalteten und schwer verpackten Bogens rauschte, gleichsam in Purpur und Gold gefüllt, die ehrfürchtig-kolose Aufschrift: „Alta signora illustrissima...“

Mit einem kaum hörbaren Senker legte das Edelfräulein den Brief aus der Hand und rückte den heilen venetianischen Stuhl noch näher ans Fenster heran. Ihr war nicht leicht ums Herz. Da saß sie nun mutterselballein in dem kleinen Schwelinger Schloß, das Karl Ludwig ihr, der aus Heidelberg Verbannten, zugewiesen hatte, und suchte wie ein heimwehkrankes Mädchen Trost und Glück aus den flüchtig hingeworfenen Zeilen! Und doch, sie brauchte diesen Trost, sie bedurfte dieses largen Glücks, wenn die Einsamkeit des Lebens ihren Frohsinn nicht lähmen und ihre jungen Kräfte nicht vor der Zeit zermürden sollte! Karl Ludwig freilich, dem sie einer Welt von Neidern und Spöttern zum Trost ihr Herz geschenkt, hatte alles getan, um seine Liebe sie fühlen zu lassen. Das saßen ihr nicht nur die zärtlichen Schreiben, die ein geheimer Kurier fast täglich von Heidelberg brachte, das zeigte ihr auch sein rührender Eifer, womit er alles zusammentrug, das den Aufenthalt in der Schwelinger Einsamkeit ihr heiter und angenehm gestalten konnte. An alles hatte der Gute gedacht! Erst letzte Woche waren die portugiesischen Juden aus Mannheim erschienen, um ihre Stube mit kostbaren Goldbespannungen zu schmücken. Die Schränke und Truhen bargen Silbergerät und zierlich geschliffene Gläser. Im Stall beim Tor standen ihre fünf Stiefpferde, darunter Pascha, das Türklein, auf dem sie den fürstlichen Herrn so oft zur Jagd begleitet hatte. Sogar ein paar Arkebussiere hatte der Fürst zu ihrem persönlichen Schutz befohlen. Konnte sie besseres wünschen? Hatte sie Grund, an dem Herzen des Freundes zu zweifeln?

Ein müdes Lächeln spielte um Mund und Augen der schönen Frau. Nein, undankbar war sie nicht. Die Hände des treuen Beschützers hätte sie küssen mögen zum Dank für alle Güte und Zuneigung. Und stark und tapfer wollte sie sein, nun die vornehme Welt ihr Urteil über sie gesprochen hatte. Was wog dieses Urteil gegen das Glück, ihm dienen, ihm die dornig gewordenen Wege mit Rosen bestreuen zu dürfen? So vieles gab es für sie ja zu trösten und aufzurichten! In seiner Ehe mit der stolzen Charlotte von Hessen hatte der Kurfürst gelitten, wie ein lebensfreudiger, nach Licht und Wärme verlangender Mann nur hatte leiden können. Und dieses Leid hatte ihn hart, verschlossen und ungerecht gemacht; er war in Gefahr gewesen, sich selbst zu verlieren, wenn nicht sie, Luise von Degenfeld, des schwäbischen Reichsfreiherrn fröhliche

Tochter, ihm in bitterster Stunde den Mantel selbstloser Liebe unter die Füße gestreut hätte.

Au all' das mußte das Fräulein denken, während der unfrohe Märztag die Abendstunden zwischen die Schwelinger Wälder legte. Doch auch das eigne Leid dieser Monate flog wie ein banger Vogel an ihr vorüber. Dort drüben im Osten, den Blicken kaum noch erreichbar, stand auf den Hängen des Jettensbühls die stattliche Kurfürstenschloß, wo der Daß der eifersüchtigen Fürstin sie in den Staub gedrückt hatte. Noch heute dröhnte der harte Zusammenprall in ihrem Herzen. Mit schonungslosen Worten hatte die fürstliche Frau sie vor den Damen des Hofes um ihrer Freundschaft zu Karl Ludwig willen von der Schwelle gewiesen. Und als sie, wehrlos den Kränkungen preisgegeben, schweigend sich abgekehrt hatte, war die Drohung der Jörnigen ihr nachgeschleudert worden: „Hüte Sie sich, Degenfeld, Seine Kurfürstliche Gnaden länger zu umgarnen. Mit Frauen Ihren Schlags macht man in Pfälzer Landen schnellen Prozeß...“

Ein fremder, leise klirrender Schritt auf der nahen Spindelstiege schreckte die Frau aus ihren Gedanken empor. Wer mochte so spät und unangemeldet noch kommen? Der Kurfürst gewiß nicht. Der jagte, so viel sie wußte um diese Stunde bei Heidelberg und war für heute nicht zu erwarten. Auch Haslach, der Schloßvogt, war für den Abend mit Urlaub gegangen. Als sie, nun doch von plötzlicher Sorge befallen, von ihrem Fensterplatz aufsaß, gewahrte sie im Rahmen der hastig geöffneten Tür die schlankte Gestalt Pietro Collinis. Wie ein Gespenst stand der Freund und Vertraute der Kurfürstin ihr gegenüber — in seinem schwarzen modischen Kleid, um das ein kurzer spanischer Mantel, den Fittichen eines Raubvogels ähnlich, in schweren Falten lag.

„Ein dringender Auftrag meiner gnädigsten Fürstin muß die Art meines Kommens erklären“, begann er kühl und ohne den Versuch einer Entschuldigung. „Ihre Kurfürstliche Gnaden fordern von Ihnen die unverzügliche Räumung des Schwelinger Schlosses...“

In dem schon dämmerigen Raum verschwanden die Umrisse des Sprechers wie Rauch im Wind. Nur sein Gesicht saß hell und scharf durch das Zwielicht des Abends.

Luise von Degenfeld hatte die jähe Furcht schnell überwunden. Jetzt, da ein neuer Schlag ihrer Liebe drohte, durfte die Angst vor der Lüge des Gegners ihre Gedanken nicht lähmen. Ruhig griff sie zur bronzenen Glocke, die neben des Kurfürsten Brief auf dem Tische lag.

Collini erriet die Bewegung. „Lassen wir das, Fräulein von Degenfeld. Was hier erledigt werden muß, kann ohne Zeugen geschehen. Im übrigen haben meine Leute Befehl, unser Gespräch durch niemand hören zu lassen.“

Also gefangen? Dem härtesten Gegner auf Gnade und Ungnade übergeben? Ein neuer Schauer lief durch den Körper der wehrlosen Frau. „Ich stehe hier unter dem Schutz Seiner Kurfürstlichen Gnaden, Herr Graf“, rief sie mühsam hervor: „er wird nicht dulden, daß mir ein Unrecht geschieht...“

„Man wird das Fräulein nach Recht und Verdienst behandeln“, klang es gelassen zurück. Und dann mit spürbarem Hohn: „Seine Durchlaucht der Kurfürst geruhen zurzeit am Redar zu jagen. Ein Rodruf von schönen Lippen dürfte ihn schwerlich erreichen.“

Luise von Degenfeld kannte Collini. Bei solchem Angriff war mit stolzer Zurückweisung nichts zu erreichen. Sein Wille

war eisenhart; die Günst seiner Herrin machte ihn fähig zu allem. So lenkte sie vorsichtig ein: „Was verlangt man von mir?“

„Das wurde bereits bemerkt. Sofortige Abreise von Schwellingen. Der Wagen wartet an der Straße nach Plantstadt. Für alles weitere ist reichlich gesorgt. Die Güte meiner gnädigsten Kurfürstin wünscht die einstige Hofdame vor jeder Unbill zu schützen.“

„Und wohin soll es gehen?“

Collin sagte. „Mein Auftrag verbietet mir nähere Mitteilungen. Ich kann nur sagen, ein Besuch in Heidelberg liegt außerhalb des Reiseplans. Die gnädigste Fürstin trägt kein Verlangen, der Störerin ihrer Ehe noch einmal zu begegnen.“

„Collini!“ Der Name glitt wie ein Schwertstich durch den nun völlig dunkel gewordenen Raum. In flammender Empörung hatte die beleidigte Frau ihn gerufen. Nun trat sie ihrem Feind entgegen. „Collini, ich habe geduldet, daß Ihr wie ein Räuber hier eingedrungen seid, ich habe Euch Rede und Antwort gestanden. Eure Beleidigung dulde ich nicht. Befreit mich sofort von Eurer Gegenwart.“

Die Worte zerplitterten an Granit. „So bleibt mir nichts übrig, als meine Weisung zu geben. Wir werden das widerpenitente Fräulein mit Zwang uns gefügig machen.“

Ein plötzlicher Lichtschein löste die hart aneinander stehenden Menschen. Er drang durch die aufgerissene Tür und ließ von dem schwarzen Gewand Collinis über das Goldhaar der bebenden Frau. Und mit dem Kerzenlicht in der Hand einer Dienerin fiel des Kurfürsten schallende Stimme erschreckend und tröstend zugleich in den Raum.

„Wer spricht hier von Weisung und Zwang?“

Der Kammerherr duckte sich wie in Abwehr eines niederfallenden Schlags. Das Fräulein von Degenfeld aber stürzte an ihm vorbei dem Reiter entgegen. „Gnädigster Herr... Durchlaucht... Ich flehe Euch an... Dieser Mensch da...“ Ein heißes Schluchzen ersticke das Weitere.

In dem jetzt strahlenden Zimmer stand der vierzigjährige Fürst wie ein blühender Jüngling. Sein knapps Kleid aus grünem Brabanter Tuch, der lede, ein wenig seitwärts gedrückte Hut mit der Sperberfeder, unter dem das Haar in braunen Wellen hervorquoll, und das vom scharfen Ritt gerötete Gesicht wirkten belebend in dieser von Zwang und Drang erfüllten Welt. Die Freundin ritterlich schützend, wies er dem Grafen die Tür: „Auf Morgen, Collini. Für heute wünschen wir Eurer Nähe entbunden zu sein.“ Und leise, nur der Geliebten vernehmbar, fügte er jählich hinzu: „Da bin ich, povretta, fürchte Dich nicht.“

Die Goldtapeten der Mannheimer Juden konnten den Glanz der schnell entzündeten Kerzen kaum fassen. In hundertfältiger Strahlung warfen sie ihn zurück, als hätten unsichtbare Helfer zur Feier des Wiedersehens in allen Winkeln kleine Feuer angezündet.

Der Kurfürst bedurfte keiner Erklärung für das Geschehene. Die Anwesenheit Collinis hatte ihm genug gesagt.

Ein tüchtiger Angriff auf die geliebte Frau, ein feiger Dolchstoß gegen sein eigenes Herz — er kannte die Gewohnheiten der Kurfürstin. Und doch, wie seltsam dies alles! In seinem Wald auf den Neckarbergen, tief hinter dem Königsstuhl, war es ganz plötzlich gekommen. Ein unerklärliches Bangen, ein heißes Sehnen nach der schutzbedürftigen Frau. Kein Halten hatte es mehr gegeben. In wildem Ritt, daß die Tannen tanzten und die Schweifhunde kaum zu folgen vermochten, stob er die Hänge hinab, vorbei an Heidelberg und hinein in die Schwelinger Hardt, rastlos und stebernd, bis der Graben des Schloßchens ihm Einhalt gebot. Jetzt wußte er, was ihn so vorwärts getrieben hatte.

Mit einem Blick voller Mitleid und Güte umfaßte er die noch immer erschütterte Frau. „Nicht weinen, ma mia, nur nicht weinen. Das Schlimmste ist ja vorbei. Der weitere Weg aus dieser Wirrnis wird sich schon finden.“ Dann neigte er sich zu der Freundin hinab und küßte die schimmernden Augen, den schmerzlich lächelnden Mund, das goldig glänzende Haar. „Ich dank' Dir, Karl-Lutz, daß Du gekommen bist. Hast Du gefühlt, wie einsam ich heute war, wie mein Herz nach Dir rief in seiner Verlassenheit.“

Ueber die Seele des Fürsten wehte ein Schatten. Einsam — verlassen! Beim Himmel, das war sie. Und plötzlich sah er den Weg, den er lange gesucht und nicht hatte finden können. Den kühnen, ungewöhnlichen Weg, den andere, stärkere, vor ihm gegangen waren, der Welt zum Schrecken, sich selber zum Trost. Er dachte an Philipp von Hesse's entscheidende Tat. Wie dieser, gefollet an eine herzlose Frau, verflümmert an Leib und Seele, zu einer zweiten Ehe geschritten war, ohne die Fesseln des ersten Bundes zu brechen, so wollte auch er dieses Neuland betreten. Mochte die Fürstin, seit Jahren ihm fremd und kalt, den Thron und den Namen mit ihm teilen, seinen bessern Besitz, sein Herz, seine Liebe, sein Lebensglück gab er der andern, die so viel um ihn gelitten und ihm doch treu geblieben war.

Mit einer scheuen, fast knabenhaften Bewegung legte der Kurfürst seine Linke auf der Geliebten verschlungene Hände. „Mein Kind, verlassen und einam sollst Du nun nicht mehr sein; Du sollst nicht im Schatten stehen, während andere an goldenen Tischen prahlen. Sieh diese Hand, die harte rechte, die habe ich weggegeben, weggeben müssen, wie Fürsten es tun um ihres Landes willen. Die linke aber, dem Herzen näher als die andere, die sollst Du haben, die wird Dich halten in Zeit und Ewigkeit.“

Von seiner Linken zog er den alten, demantbesetzten Reif seiner Pfälzer Ahnen und steckte ihn der bebenden Frau an den Finger, sich so mit ihr in unzerstörbarem Bunde vermaßelnd.

Das Kerzenlicht an den Wänden trostete in tausend sprühenden Funken und wob eine Krone um das Goldhaar der adeligen Frau. Aus blauen, unendlichen Himmeln aber klang ihr wie Glockengeläut die Liebe, so lang schon vertraute Stimme: „Ma mia... Mia signora illustrissima.“

Karl Jörger / Geschichtlein vom Friedli.

Es mag einer sagen, was er will, der Friedli behält doch immer recht. Er beharrt eben steif und fest auf seinem Standpunkt.

Seit April schuldet er dem Sonnenwirt sieben Zentner Bergheu. An einem Oktobertag fährt er damit vor das Wirtshaus. Dem Sonnenwirt scheint jedoch das Häuflein faßlich gering für sieben Zentner, und er will es nachwiegen. Der Friedli soll es zur Wage tragen. Nun hängt aber die Wage hinter des Sonnenwirts Heustock, und jedesmal, wenn der Friedli daran vorbeigeht, nimmt er zu seinem eigenen Bündel noch einen Armvoll von des Sonnenwirts Heu. So zeigt die Wage zuletzt sieben und einen halben Zentner. Der Sonnenwirt kratzt sich verlegen hinter dem Ohr, der Friedli aber hebt die Schultern, neht Daumen und Zeigefinger an den Lippen und wandert schnalzend davon.

Einen besonderen Zorn hegt der Friedli gegen den Weinhändler von Zell. An einem schönen Naimorgen kniet er vor dessen Weinkeller in der Hauptstraße und klopft andächtig mit der Hand an die Brust. So oft sich nun ein vorbeigehender Bevattermann nach dem sonderbaren Gebahren erkundigt, gibt ihm der Friedli eine böshafte Erklärung: — „'s isch e Art Wandlung im Keller, die Küefer sind ebe inel!“

Es ist ein Trockenjahr, das Gras wächst nit voran und die Buren schimpfen, so oft sie im Wirtshaus zusammenkommen. Nur der Friedli schmunzelt und tut, als ob sein Futter nach Wunsch stände. Neugierig schaut am folgenden Morgen der Sonnenwirt nach und findet, daß auf des Friedlis Matten das Gras auch nit höher ist als anderswo. Doch der Friedli ist um eine Antwort nit verlegen:

— „Söllt hoch isch es ebe nit, aber diel stoht's, halbitich diel!“

Eines Tages verfolgt der Friedli ein Stchhorn. Natürlich ist das Tierlein stinker und entwischt ihm. Später schludert er vor dem Schulbrunnen sein Jagderlebnis:

— „M's alleröberst Nüstli isch der Eicher, aber i bin noch e Nüstli obedra!“

Zuletzt wird es dem Friedli zu wohl im Dorf. Er verkauft sein Gütlein und fängt drei Stunden über dem Wald eine Wirtshaus an. Der Betrieb geht vorzüglich. Als er eines Morgens in seine Heimat zurückkommt, ist er des Lobes voll über den Geschäftsgang.

— „E ganzl Sau hab i braucht am letschte Sunntig, und am Mäntig hab i nit emol meh a'Näme a'ha!“

Wohlweislich verschweigt er jedoch, daß die ganze Sau nur ein vierzehntägiges Spanferkel gewesen ist.

Einige Burschen besuchen den Friedli neulich in seinem neuen Arbeitsgebiet. Nach dem Mittagessen zeigt er ihnen die Felder. So oft sie nun vor einem Acker anhalten mit trächteriger Frucht oder üppigen Erdwäpfeln, weist der Friedli selbstbewußt darauf hin:

— „Der Viertel isch au mit!“

Die geringeren Stücke läßt er achtlos liegen. Am Ende berechnen die Burschen, daß der Friedli nach den gemachten Angaben mehr als die Hälfte der ganzen Gemarkung besitzt.

Es mag eben einer klug sein, der Friedli ist dennoch klüger.